

Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 4 (1984)
Heft: 8

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 28.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen,

LÜSCHER, Rudolf M. Einbruch in den gewöhnlichen Ablauf der Ereignisse. Analysen, Kommentare, Berichte 1978-1983, herausgegeben von Pierre Bachofner, Mathias Eidenbenz und Hans-Ueli Reck, Nachwort von Hans-Ueli Reck, Limmat Verlag Genossenschaft, Zürich 1984, 315 S., br., Fr.38.--

Ruedi Lüscher war ein freischaffender wissenschaftlicher und politischer Publizist und Übersetzer in Zürich. Den Widerspruch-Lesern ist er als Verfasser der „Schwierigkeiten bei der Alpenüberquerung“ und der „Abschaffung der Arbeit“ bekannt. Während etwa anderthalb Jahren prägten seine Beiträge das inhaltliche Antlitz des Zürcher „zeitdienst“. Er schrieb für die Zeitschriften konkursbuch, Ästhetik & Kommunikation, Tumult, Alemantschen, tell, links, die Wochenzeitung, und wissenschaftliche Beiträge unter anderem für Analyse & Kritik. Seine letzte Übersetzung war die Wittgenstein-Biographie von William Bartley. Am 28. März 1983 starb Ruedi Lüscher an einer kurzen, sehr heftigen Krebserkrankung, mitten in der Arbeit an mehreren grösseren Vorhaben. Der vorliegende Band nun kann und soll nicht seiner erstaunlichen Persönlichkeit ein Denkmal setzen, sondern einen Ausschnitt aus der Fülle seiner Projekte und Ideen vorstellen und seine publizistischen Impulse an eine breitere Leseröffentlichkeit vermitteln.

Die 29 in diesem Band versammelten Artikel und Essays stammen nur aus einem Abschnitt seines Schaffens, aus den letzten fünf Jahren, und repräsentieren nur einen bestimmten Ausschnitt, umschreibbar als politische Publizistik. Mit zwei Ausnahmen („Friedens(seh)n sucht“, S.168-73, und „Intensität und Einklang“ s.u.) wurde der umfangreiche bisher unveröffentlichte Nachlass für diese Sammlung nicht berücksichtigt. Das gleiche gilt für literarische und ausgesprochen wissenschaftliche und philosophische Texte (ebenfalls mit der erwähnten Ausnahme von „Intensität und Einklang“). Es besteht die Hoffnung, dass zwei der Hauptprojekte Ruedi Lüschers, eine fertiggestellte Arbeit über den Einfluss des Fordismus auf die Struktur der modernen Persönlichkeit sowie die nur zur Hälfte vollendete Biographie von Theo und Amalie Pinkus (zusammen mit ihrer Fortsetzung durch eine Arbeitsgruppe), in absehbarer Zeit veröffentlicht werden können. Viele der dort vertieften Gedanken fliessen in verschiedener Weise in die hier gesammelten Texte ein. Sie zeigen Ruedi Lüscher als Autor, der sich im weitesten Sinne mit der Krise der Linken auseinandersetzte.

* * *

Postume Veröffentlichungen riskieren immer das Unzulässige: einen Blickwinkel, eine Interpretation eines Autors, die möglicherweise nicht seinen eigenen Akzenten entsprechen und gegen die er sich nicht mehr wehren kann. Mit entsprechender Vorsicht ist die Auffassung der Herausgeber entgegenzunehmen, in dem wohl wichtigsten Text des Bandes eine Art Programm

Ruedi Lüscher zu sehen. Der Titel der Sammlung zitiert aus diesen bisher unveröffentlichtem Text, Intensität und Einklang: einige Motive bei Kraus und Wittgenstein" (S.280-96), der zugleich, als philosophischer Text, in einem gewissen Abstand zu den anderen dieser Sammlung steht.

„Intensität und Einklang“ entspringt einer langjährigen Beschäftigung mit Karl Kraus und Ludwig Wittgenstein, in deren Auseinandersetzung mit der Sprache Ruedi Lüscher eine gemeinsame Gedankenbewegung entdeckte. Er zeigt dies an den Motiven „Intensität“ und „Einklang“, mit denen beide Autoren bestimmte Momente der Sprache und des Sprechens benennen, und er unternimmt es, die Rolle des Zitats und den Habermas'schen Begriff der „rettenden Kritik“ durch diese Momente deutlich zu machen. Um die „rettende Kritik“ von anderen Formen der Kritik abzugrenzen, fragt Ruedi Lüscher nach der Art, wie sie sich rechtfertigen. In der „konservativen Kritik“ bleibt das Zitat Beleg für einen „einmal erfüllten guten Zustand, von dem sich die Handelnden entfernen und zu dem sie zurückkehren sollen“, die „progressive Kritik“ hingegen legt im Zitat „eine Tendenz frei, die zur Perfektion treibt.“ (282) Anders die „destruktive Kritik“, die im Zitat untaugliches Sprechen „nachspricht“, dieses in eine es zerstörende Umgebung versetzt und sich gleichsam aus eigenem Munde verurteilen lässt. Mit ihr teilt die „rettende Kritik“ die Selbstrechtfertigung, die Beispiele für sich selbst zeugen zu lassen. Mit dem Unterschied, dass sie im Zitieren das Beispiel nicht zerstört, sondern es erleben lässt. Dieses Erleben ist die Instanz, aus der die rettende Kritik ihre Rechtfertigung bezieht: wenn sie sich rechtfertigen will, kann sie es nicht im Bezug auf ein Anderswo (eine gegebene Theorie oder ein Programm), sondern „muss sie es jedesmal *jetzt* tun.“ Was dieses Erleben ermöglicht, und woraus die rettende Kritik Wirkung und Geltung bezieht, ist der „*Einklang* von Sprecher, Hörer und Sprache“, den eine „Gebärde“ aktualisiert. „Und der Einklang kann sich nur einstellen, wo die *ungeheure Kraft* eines Exempels Sprechern und Hörern alle Sprechgewohnheiten austreibt.“ (294) Rettende Kritik, sagt Ruedi Lüscher, „bricht in den gleichförmigen, theorisierbaren, gewöhnlichen Ablauf der Ereignisse ein und unterbricht ihn. Rettende Kritik setzt sich gegen konservative ab, weil ihre Rettungsarbeit nicht einem Vergangenen gilt, sondern immer einem Aktuellen, das das 'Vergangene' dem Fluss der geschichtlichen Erledigung entreisst. Und sie setzt sich gegen progressive Kritik ab, weil ihre Demontage des schlechten Neuen nicht die Tendenz auf das gute Spätere freilegt, sondern unter dem Phrasenwust des Alten und des Neuen das aktualisierbare alte Wort. Rettende Kritik erfüllt sich in der Veränderung der Tätigkeiten ihrer Sprecher und ihrer Hörer, *in Wechselwirkung mit der Sprache*, und macht solche Veränderung und Wechselwirkung nicht ihrerseits zum Thema theoretischer Konstruktion: sie institutionalisiert sich nicht, sie steigt immer wieder zum erstenmal in eine Krise hinein.“ (295)

* * *

Besser also, als diese Überlegungen Ruedi Lüscher eng als Programm zu sehen, wäre es vielleicht, sich durch sie zur Teilnahme an diesem Prozess

der Wechselwirkungen einladen zu lassen, und zur Bereitschaft, in dessen Krisen „einzusteigen“. Dieser Bereitschaft entsprach Ruedi Lüscher's Art, sich mit seinen Themen auseinanderzusetzen: er interessierte sich gleichermassen für die Kenntnis des inneren Zusammenhangs ihres Funktionierens und für die Perspektive ihrer Beherrschung und Kontrolle, wie für die Perspektive ihrer Unterbrechung, der Personen, die unter Herrschaft und Kontrolle leiden. So beleuchtete er die fabrikmässige Arbeitsorganisation (eines seiner wichtigsten Themen), die Taylor optimierte und Henry Ford in die Freizeit verlängerte, aus der Perspektive des Operaismus, der italienischen Autonomiebewegung und des Saboteurs („Abschaffung der Arbeit“, „Schwierigkeiten bei der Alpenüberquerung“, „Autonomie im starken Staat“, „Sabotage und Surrealismus“). Was seine Aufmerksamkeit erregte, waren Vorverurteilungen, wie z.B. im Falle des Saboteurs: „Theorie, Geschichtsschreibung, Propaganda haben keine Mühe, ihm das richtige Verlies anzuweisen.“ Denen hielt er entgegen, wofür das Verurteilte den Blick freimachte: „Wichtig scheint mir . . . , Sabotagehandlungen in den Horizont von Kontrolle einzustellen; in den, mit einem anderen Wort, von Subjektivität.“ (S.220f) Und seine Kunst war das Auffinden solcher Verwandtschaften wie dieser: „Der Surrealismus kann als der erste gründliche Versuch angesehen werden, Handlungsformen auszubilden, die ins Getriebe der Welt draussen eingreifen wie Sabotagehandlungen in das des Betriebs.“ (S.230)

Daher sind Ruedi Lüscher's Texte, die von Protestbewegungen handeln, weniger Texte über diese Bewegungen („Was sollen abgehobene Kommentare zu Revolten, die nicht kommentiert werden wollen; ausser sie kastrieren?“), als vielmehr über die Themen und Probleme, die sie aufs Tapet brachten. So machte er in „Here comes the city – what a pity“ (S.34-42) gleich zu Anfang klar, dass die Zürcher Hausbesetzungen nicht mit den Kämpfen gegen akute Wohnungsnot in anderen europäischen Städten zu verwechseln seien: „Zürich ist nicht Neapel.“ Ruedi Lüscher sah es vielmehr so: „Der Zürcher Zorn beginnt . . . nicht bei der Pauperisierung; er entzündet sich an einer City, die eine Stadt zu sein verspricht, und deren ökonomische Feinregulierungen aus Lebensbereichen Marktflächen und aus Treffpunkten Parkuhren für die Psyche machen.“ (S.41) Wo dies Stadt-Versprechen durch seine Ökonomisierung gebrochen wird, „flammt der Zorn auf und der Appetit. Diesen Appetit kann die Ökonomie nicht stillen; er ist billig, aber unbezahlbar.“ (S.40f) Was Urbanisierung und dieses Stadtversprechen heissen und heissen können, das leuchtete er in einem gemeinsam mit Michael Makropoulos verfassten Text aus („Vermutungen zu den Jugendrevolten 1980/81, vor allem zu denen in der Schweiz“ (S.123-139).

Die Grauzonen des Rechtsstaats analysierte Ruedi Lüscher in „Züri-Gschnätzle“ (S.52-77). Er hatte Berge von Anwaltsschriften und untersuchungsrichterlichen Verfügungen im Zusammenhang mit Zürcher Krawallfällen 1980/81 durchgearbeitet und belegte mit einer Fülle von Beispielen, wie die damalige Praxis den Abbau des Rechtsstaats in der geplanten Revision der Strafprozessordnung vorwegnahm. Es gelang ihm, statt in ohnmächtige Wut zu verfallen,

diese Grauzonen-Ereignisse zu lesen und lesbar zu machen. Sein Resumee – „Der Rechtsstaat wär eine prima Alternative“ (S.75) – ist bezeichnend für seine Art, die Kritik nicht an Kurzatmigkeit ersticken zu lassen.

Ebenso, wie er immer wieder die Texte des italienischen Operaismus in die schweizerische Diskussion einfädelt, brachte er – als erster in der Schweiz – die englische Friedensdebatte ein, wofür die Beiträge im Abschnitt „Der zerbrochene Schlaf“ zeugen („Von der ‘Raketenlücke’ hin zur ‘Nachrüstung’“, „Der zerbrochene Schlaf“, „Friedens(sehn)sucht“). Er zeigte sich darin, durch seine „Übersetzungs“-Leistungen als Grenzgänger – zwischen verschiedenen Lebensbereichen wie zwischen den Weltanschauungen. In seiner souveränen Polemik gegen die Unterscheidung von „Strukturkonservatismus“ und „Wertkonservatismus“ (in: „Rettung gefällig? Über Konservatismus“, S.80-89) kritisierte er falsche Frontbildungen: „Wie oft haben wir uns beklagt, dass die klaren Feindbilder verlorengehen, statt uns darüber zu freuen . . .“ (S.89) Dagegen galt ihm Komplexität nicht als Drohung, sondern als Chance. „Heimat“ (S.7-10) war ihm denn auch kein Dogma und kein von Grenzen umschlossenes Land: „Wenn ich in den Zug steige, fahren Hände, Wörter, Augen mit. Knüppel, Gewehr und Neutronenbombe finden nichts zu schützen. Meine Heimat liegt am Rande meiner verwundbaren Haut und meines ausfallbedrohten Hirns, das sich an meine Haut erinnert. Meine Heimat ist die Grenze, ist der kleine Grenzverkehr und nicht das Hinterland, und darum raubt mir jeder Grenzschutz meine Heimat. Meine Heimat ist bodenlos.“

Mathias Eidenbenz

- INSERAT

Rudolf M. Lüscher: Einbruch in den gewöhnlichen Ablauf der Ereignisse

Analysen, Kommentare, Berichte 1978–1983

«Es gilt auf einen Schweizer aufmerksam zu machen, der sich als Wortarbeiter bezeichnete, und auf ein Buch mit seinen Wortarbeiten, dessen Erscheinen der Autor nicht mehr selbst erleben kann. Ruedi Lüscher starb im März 1983. ...setzt Fragezeichen mit der Leichtigkeit des Nachdenklichen und vermeidet die Bohrgeräusche rechtshaberischer Publizistik. Was so zusammenkommt ist Lesbarkeit als Lese- und Denkvergnügen.» Basler Zeitung
Broschiert, 316 Seiten, 38.–

Limmat Verlag

Genossenschaft

Quellenstrasse 25, 8031 Zürich, Telefon 01/44 08 33

FETSCHER, Iring (Hsg.): Neokonservative und 'Neue Rechte'. Der Angriff gegen Sozialstaat und liberale Demokratie in den Vereinigten Staaten, Westeuropa und der Bundesrepublik. Verlag C.H. Beck, München 1983, 268S., Fr. 27.30.

Fetscher legt hier neben einem Nachdruck eines eigenen älteren Aufsatzes („Der Neokonservatismus und seine Widersprüche“) vier grössere Beiträge vor: *Nigel Ashford*: Das Versagen des Staates. Der Amerikanische Neokonservatismus; *Richard Saage*: Neokonservatives Denken in der Bundesrepublik; *Patrick Moreau*: Die neue Religion der Rasse. Der Biologismus und die kollektive Ethik der Neuen Rechten in Frankreich und Deutschland und *Marieluise Christadler*: Die 'Nouvelle Droite' in Frankreich. Alle fünf Autoren sind ausgewiesene Kenner der Materie. Mit Ausnahme von Fetscher, der sozialliberal moralisierend und etwas geschwätzig auf die Begriffe „struktur- und wertkonservativ“ von E. Eppler zurückgreift, um den Neokonservativen argumentative Inkonsistenz vorzuwerfen, bieten sie einen recht gut systematisierten Überblick über die Hauptmotive, die zentralen Ideologeme und die Publikationsorgane der neokonservativen Bewegungen in den jeweiligen Ländern. Systematisch herausgearbeitet sind auch die theorie-geschichtlichen Bezüge, wobei im BRD-Zusammenhang und bei der Nouvelle Droite regelmässig die Namen von C. Schmitt, A. Gehlen, H. Schelsky, K. Lorenz, E. Jünger u.a.m. auftauchen. Gleichzeitig wird versucht, den Neokonservatismus, dessen Vertreter allerdings durchaus variable Standpunkte einnehmen, von neo- und liberalen bzw. andern konservativen oder rechtsextremen Strömungen zu unterscheiden.

Hier manifestiert sich denn auch die analytische Grenze der Beiträge, welche vor allem den ideologisch-theoretischen Diskurs aufarbeiten. So wichtig solche Abgrenzungen auch sind, so naiv wäre es doch zu glauben, dass eine rechte Hegemonie sich nicht gerade über diese Widersprüche und solche ökonomischer, sozialer und politischer Art wirksam herstellen lässt. So verdankt Reagan seinen Wahlkampfvorsprung weitgehend dem engen Zusammenwirken von Neokonservatismus und populistischer Moral Majority.

Der Neokonservatismus ist letzterer gegenüber eine elitäre, intellektuelle Bewegung mit wissenschaftlichem Anspruch, welche vor allem über ein breites Publikationsnetz, Tagungen und informelle Kanäle Einfluss auf den ideologisch-politischen und kulturellen Prozess zu nehmen versucht. Die Nouvelle Droite proklamiert gar einen Gramscianismus von rechts, um kulturkämpferisch Biologismus, Rassismus, Antidemokratismus, Antiliberalismus usw. breitenwirksam durchzusetzen.

Soweit also die 'konzeptiven Ideologen' des Neokonservatismus im Brennpunkt stehen, kann sich der Leser hier auf knappstem Raum äusserst interessante Informationen beschaffen, wozu auch der ausführliche Anmerkungsapparat beiträgt.

Urs Hänsenberger

GRUNER, Erich/HERTIG, Hans Peter: Der Stimmbürger und die „neue“ Politik. Wie reagiert die Politik auf die Beschleunigung der Zeitgeschichte? Publikationen des schweizerischen Nationalfonds aus den Nationalen Forschungsprogrammen. Band 17, Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1983, 412 S., 13 Abb., 51 Tab., Kart., Fr. 39.--

Die Schrift von Erich Gruner und Hans Peter Hertig über die Krise des politischen Systems und die Alternativbewegungen liegt nun bereits ein gutes Jahr vor und hat bei den Bürgerlichen einigen Staub aufgewirbelt. Der Sekretär der Berner SVP, Hans Häusler, meinte beispielsweise: „Wenn man das Buch liest, so glaubt man, wir lebten in einem Saustall“ und eine geharnischte SVP-Schweiz liess es sich genausowenig nehmen wie das Fernsehen und die Presse, die Autoren zu Streitgesprächen und Stellungnahmen einzuladen. Demgegenüber reagierte die Linke mit derselben Lauheit mit der sie schon Hanspeter Kriesis „Politische Aktivierung in der Schweiz 1945-1978“, welches ebenfalls im Rahmen des nationalen Forschungsprogramms „Entscheidungsvorgänge in der schweizerischen Demokratie“ erschienen ist, zur Kenntnis genommen hatte. Dabei wäre es doch gerade heute, wo auch die Linksparteien von der „grünen Welle“ erfasst werden, von Nutzen, sich mit theoretischen Einschätzungen über diese Bewegungen auseinanderzusetzen.

Im ersten Teil des Buches untersucht der Politologe *Hans Peter Hertig* die Befähigung des/r Stimmbürgers/in zur materiellen Problemlösung bei eidgenössischen Abstimmungen (materielle Problemlösungskapazität, abgekürzt MPLK) sowie die verschiedenen Elemente der politischen Meinungsbildung. Er geht dabei von den Analysen von 41 eidgenössischen Abstimmungen zwischen März 1977 und Dezember 1980 aus, welche das Forschungszentrum für schweizerische Politik an der Universität Bern zusammen mit der schweizerischen Gesellschaft für praktische Sozialforschung jeweils nach den Abstimmungen durchführt (die sog. Vox-Analysen) und gelangt zum erschreckenden Fazit, dass nur 1/6 der Stimmenden das Wesentliche des Inhalts von Abstimmungsvorlagen umschreiben und den Entscheid begründen können und dass gar 1/3 der Stimmenden weder die Vorlage zu skizzieren noch den Entscheid zu begründen vermögen (S.56). Diese geringen Kenntnisse hatten denn auch beispielsweise im Februar 1979 zur Ablehnung der Atominitiative geführt, obschon jede/r siebte Nein-Stimmende ihr/sein Nein als Nein zu AKWs verstanden hatte. Hertig fragt anhand der Vox-Analysen nach den Merkmalen der Stimmenden und findet die Annahme bestätigt, dass das Problemlösungsvermögen tendenziell mit Bildung und wirtschaftlicher Stellung steigt. Überraschender dürfte die Feststellung sein, dass die MPLK mit zunehmendem Alter sinkt (S.67ff) – Über die höchste Problemlösungskapazität verfügen die 20-24 Jährigen (sicher ein gewichtiges Argument für die Senkung des Stimm- und Wahlrechtsalters auf 18!). Bezüglich der Parteiensympathie der Stimmenden finden die Kategorien Bildung, wirtschaftliche Stellung, Alter ebenfalls ihre Bestätigung: Die Anhänger der POCH, aber auch noch jene von SP, PdA und FDP haben eine überdurchschnittliche MPLK, während jene von NA, EVP und CVP unterdurchschnittlich abschneiden.

Ausgehend von der offensichtlichen materiellen Überforderung der Stimmbürger/innen – für die Autoren übrigens eines der wichtigsten Motive der Stimmabstinenz – wendet sich Hertig der Meinungsbildung vor der Abstimmung zu. Behörden und Parteien, die traditionellen Transmissionsriemen der Vermittlung politischer Inhalte, erweisen sich für die Meinungsbildung als wenig bedeutsam. Angesichts des festgestellten Faktums, dass im Abstimmungskampf weniger Grundsatzartikel und Diskussionen, sondern vielmehr Slogans zur Meinungsbildung beitragen, stellt Hertig die Frage, ob denn Abstimmungen käuflich seien. Dass er diese mit „im Prinzip Ja“ beantwortet, hat manchen Bürgerlichen in Rage versetzt. Auch mir erscheint diese These, wenn auch vor einem andern Hintergrund, etwas reisserisch; sie verbleibt letztlich auf der Ebene eines Zusammenhangs von publizierter Inseratenfläche und Abstimmungsausgang und vernachlässigt die viel subtileren Faktoren der Ideologie-Produktion.

Das abschliessende Kapitel des ersten Teils – von *Andreas Grossen* verfasst – untersucht die Partizipation an den eidgenössischen Abstimmungen von 1977-1980 und bestätigt, was den meisten irgendwie schon bekannt ist: Unterrepräsentiert an der Urne sind jene, welche weniger stark in traditionelle Sozialisationsstrukturen integriert sind (Geschiedene, Wohnortwechsler, Stadtbewohner), Leute mit geringerer Schulbildung und in tieferer sozialer Stellung, ferner die politische Linke (innerhalb der Linken wiederum ist die SP über-, POCH, PdA, SAP unterrepräsentiert) und vor allem die 20-29 Jährigen- (obschon gerade letztere die höchste MPLK aufweisen!).

Erich Gruner, Professor für Sozialgeschichte und Soziologie der schweizerischen Politik an der Universität Bern und Verfasser zahlreicher politologischer Grundlagenwerke, beleuchtet im zweiten Teil des Buches den sozialgeschichtlichen Hintergrund der politischen Aktivität und Verweigerung. Er geht dabei von drei verschiedenen Bewegungsrhythmen der Geschichte aus (Tiefenströmungen/*longue durée*, zyklische Strömungen/*temps cyclique*, Ereignisabläufe/*temps brefs*) und stützt sich auf die These des französischen Historikers *Pierre Chaunu*, nach welcher beim Zusammenfallen von Tiefen- und zyklischen Strömungen konfliktträchtige Konstellationen entstehen, die einschneidende Verhaltensänderungen nach sich ziehen. Ein Zeichen einer solchen Veränderung der heutigen Politik ist für Gruner die „Alternativszene“ (darunter sind u.a. zu verstehen: Umweltschutz-, Friedens-, Frauen-, Anti-AKW-Bewegung), welche auf etwa doppelt so viele Anhänger wie die Parteien zählen kann (S.297ff). Vordergründig scheinen diese alternativen Gruppen unpolitisch zu sein und zusammenhanglosen Kleinkonflikten nachzugehen, im Grunde aber manifestieren sie ein neues Bewusstsein weltweiter Betroffenheit, welches dem kurzfristigen Denken der Parteipolitiker in Legislaturperioden einiges vorhabe. Gruner relativiert zwar die „neue“ Qualität der Alternativen mit dem Hinweis, dass solche unkonventionellen Bewegungen schon mehrmals in der Geschichte aufgetaucht seien (er spricht denn auch immer von „neuer“ Politik); er will damit aber die Bedeutung der „neuen“ Politik keineswegs herabmindern – für ihn sind die neuen sozialen Bewegungen bereits zu einem dauernden Bestandteil der Politik geworden. Inso-

fern die Alternativen nicht mehr wie die „volksfremden Parteien“ alten Leitbildern (dem klassenkämpferischen Herrschaftsparadigma oder dem wachstumsfreundlichen Verteilungsparadigma) frönen, sondern das Paradigma der neuen Lebensqualität auf ihre Fahnen geschrieben haben, nehmen sie Sichtweisen vorweg, um die sich auch die Parteien nicht mehr länger drücken können. Dass die Parteien aber auf die Jugendbewegung, welche die Verhaltensänderung am offensten manifestiert hatte, nur aggressiv, ignorant oder überheblich reagiert haben, provoziert Gruner zu einem kraftvollen Rundschlag gegen diese Allerweltparteien, die kein taugliches Empfangsgerät mehr besäßen und auch nichts Vernünftiges mehr in die Zukunft mehr projizieren könnten (S.305ff).

Bei der Analyse der Wertkrise der Gesellschaft, deren Warnzeichen eben auch die Alternativszene ist, stellt Gruner die Erschütterung zweier langfristig angelegter Fundamente der Politik fest: der Familie und der Nationalstaaten. In extenso schildert er die Transformation der Familie von der Produktions- zur Konsumgemeinschaft welche begleitet war von der Auslagerung wesentlicher Funktionen aus der Familie. Diese Veränderung der Sozialisierungsfunktion ist für den Autor eine Hauptursache für das „politische Desinteresse“ der Jugend. Dass dabei irgendwie das veränderte Frauen- und Eheverständnis für den „Schiffbruch“ der Jugend bei der Persönlichkeitsentwicklung verantwortlich gemacht wird (S.221ff), dürfte nicht unwidersprochen bleiben, ebenso wie die Ablehnung der Gesamtschule (S.245) oder die Kriminalisierung des Terminus „strukturelle Gewalt“ (S.267).

Am Schluss seines Essays formuliert Erich Gruner noch einmal offen seine Position: Es geht ihm ums Überleben von Familie und Staat; mit dieser Intention analysiert er die Alternativbewegung, welche er als Warnzeichen einer Vertrauenskrise versteht. Unabhängig davon, ob Gruners (und auch Hertigs) reformerische Standpunkte geteilt werden, lohnt sich die Lektüre dieses Buches: Es überzeugt mit einer Fülle von Daten und Informationen über die Alternativbewegung und die Krise des politischen Systems; die eigenwilligen Einschätzungen der Autoren bezüglich der Alternativbewegung sind – weder arrogant noch blind anbiedernd und vermögen – wo ihnen nicht zuzustimmen ist – fruchtbare Widersprüche zu provozieren.

Werner Seitz

KONKURSBUCH 12: Frauen Macht. Zeitschrift für Vernunftkritik. Konkursbuchverlag C. Gehrke, Tübingen 1984, 254 S. Fr.14.80

„Frauen Macht“. Zwei Realitäten, begrifflich nebeneinandergesetzt, die Kopula fehlt. Ein Buchtitel, der ein schwieriges Thema anzeigt.

Besteht die Macht der Frau nicht mehr nur in verschiedensten Verweigerungstaktiken, im simplen Festmachen und Anklagen des Feindbildes Mann? Ist das Selbstbewusstsein der Frau über diese Fixierung hinaus, der kindlichen, aber notwendigen Trotzphase entwachsen? Also doch alles andere als der von Frauen befürchtete und von gewissen Männern herbeigesehnte Zusammenbruch der Frauenbewegungen? Erweisen sie sich jetzt, wo das laute Umsichschreien von Frauen als eine Machtgebärde denunziert werden kann, als ein

unbewusstes Spiel, sich (dem Mann) zu gefallen („Feministinnen sind schön“)? Oder ist der Aufschrei der Frauen nicht nach wie vor der Initialschrei eines Prozesses, der erst in den Anfängen steckt? Fragen dieser Art drängen sich beim Lesen der meisten Beiträge in diesem Konkursbuch auf. Die 30 sehr unterschiedlichen Arbeiten, fast ausschliesslich von Frauen verfasst, sind durchgehend spannungsvolle Texte, unverwechselbar im Stil, sei er literarisch oder einem schwierigen wissenschaftlichen Diskurs eingeschrieben.

Eines der schwierigsten Themen für Frauen, die selbst Mütter sind, bleibt das Machtverhältnis zwischen Mutter und Kind. Das auch von Frauen verinnerlichte Diktat der Mutter als eines Urweibes, das ständig aus dem Vollen schöpfen kann, bildet ein Quell unablässiger Schuldgefühle. Anstelle kritischer Analysen mütterlicher Machtkonstellationen und ihrer Herkunft entsteht ein Schwanken zwischen einer Vergöttlichung und Verteufelung der „Mütter“. *Mechthild Rumpf* entlarvt diese „Dichotomie gute Mutter–böse Mutter als ein wesentliches Konstituens patriarchaler Machtstrukturen“. Sie führt aus, dass „unter gegenwärtigen Bedingungen eine befriedigende Mutter-Kind-Beziehung, die keine Herrschaftsbeziehung wäre, gar nicht gelingen kann“ und sucht nach einem Weg, die Macht der Mutter als Bedfriedigerin der oralen Bedürfnisse des Kleinkindes abzuschwächen, indem es gälte, „die Aufmerksamkeit für diejenigen Befriedigungserlebnisse zu entwickeln, die unabhängig von der Person der Mutter sind.“ Ein Aus-Weg, die „gute Mutter“ doch noch zu retten? Dass Frauen sich schwer tun damit, aggressiv zu sein, zeigt *Brigitte Wartmann* in „Bürgerliche Moral versus Feminismus“. Das an-erzogene „Lieb sein“ (oder „sauber“, „authentisch“, s. weiter die Aufsätze von *Claudia Gehrke* und *Christa Karpenstein-Essbach*) dringt auch im Verhalten von Frauen durch, welche über eine offene Machtposition verfügen. Dabei vermischen sich zwei Machtstrategien, die kaschierte weibliche, die Liebste sein wollen, mit der offenen, auf Hierarchie bestehenden, männlichen. Da nützt auch der Rückgriff auf das – paradiesische – Matriarchat wenig, „als sei heute ein paradiesischer Zustand, der die Frauen/Mütter ‘rein’ und quasi ‘unbefleckt’ von den patriarchalen Deformationen und weiblichen Machtformen belässt, konkret lebenspraktisch herzustellen.“

Wie feministische Wunschvorstellungen von der „Andersartigkeit“ der Frau in die Nähe von faschistischen Idealen des Weiblichen geraten können, davon handeln direkt oder indirekt weitere Texte. Dabei wird klar: Frauen wurden im Faschismus nicht nur aus dem öffentlichen Machtverkehr oder Institutionen gezogen; sie wurden auf eine „vegetative Matrix“ reduziert, die Naturgegebenheit zur „göttlichen“ Mutterschaft war nötig zur Bildung eines „rassenreinen Paares“, das der Aufzucht des neuen Menschen diene. *Gerburg Treusch-Dieter* konstatiert in ihrem Beitrag „Ferner als die Antike“: „Die Rassentheorie fixiert biologisch noch einmal, was die Antike mythologisch, was die Kirchenväter und die auf ihnen aufbauende Tradition theoretisch festschrieben: die Diffamierung, Entwertung und Verdinglichung des weiblichen Geschlechts“. Verbirgt der „Mythos Frau“ ihre eigentliche Entwertung und somit ihre ideologische Verwertbarkeit? Ist hier die gefährliche Nähe der ehemals patriarchalistisch verfolgten „Hexe“ zur heutigen matriarchalistisch magisch verbrämten zu finden?

Im Anschluss an Julia Kristeva gilt es nach *Marianne Schuller* „Weiblichkeit nicht immer als das legendäre andere auszustaffieren, sondern eine Theorie der Alterität und damit eine andere Theorie zu entwickeln, die die identitätslogische Monumentalität des 'väterlichen Wissens' als massive Form der Macht durchkreuzt". Mit dem Rückzug auf das Eigene wird der Mangel am andern indirekt ausgedrückt," nämlich der Mangel produktiv zu werden, indem jede Ersetzung selbst als Mangel erscheint. Auch Weiblichkeit."

Maya Nadig setzt in ihren 10 ethnopsychoanalytischen Thesen zum Thema „Frauen in der Kultur – Macht und Ohnmacht" zu den meisten optimistisch-selbstsicher wirkenden Ausführungen über die Machtmöglichkeiten und -strategien der Frau ein ernstzunehmendes, weil realistisches Gegengewicht. Sie hält fest, dass immer noch ein unausweichliches Netz von Abwehr, Entwertung, Entsubjektivierung und Verachtung des Weiblichen in der kulturellen Symbolik, Sprache und Denkweise des Patriarchats umgibt. „Im Vergleich zu mexikanischen Bauerngesellschaften fehle in den Industriegesellschaften" die Existenz eines spezifisch weiblichen, in der Arbeit verankerten Kulturraumes, der die Frauen auch in der patriarchalen Gesellschaft in positiver Weise symbolisiert und widerspiegelt." Das gelte auch für Frauen, die im öffentlichen männlichen Bereich arbeiten. Auch ihr bleibe letztlich die traditionelle Rolle der Verführerin, „oder frau verzichtet auf Anpassung und wird aggressiv, wofür sie sozial und ökonomisch mit Ausgrenzung bestraft wird."

Maya Nadigs fundierte Thesen sind geprägt von der Nüchternheit der Realisation im Gegensatz zu Machtphantasien *privilegierter* Frauen, deren gespielter Ästhetizismus sich in den Texten gerne niederschlägt. Überraschend fehlt in den meisten Beiträgen eine gründliche soziokulturelle, aber auch psychologische Analyse der auch von Frauen verinnerlichten, als normal geltenden, aber normativen, schwer durchschaubaren Unterwerfungs- und Anpassungsstrategien in der Alltagssituation der Frau.

In der patriarchalen Gesellschaft besteht ja die „Identität" der Frau darin, dass sie keine hat. Um in ihrer Subjektlosigkeit nicht krank werden zu müssen, hat die Frau gelernt, sich an die vom Mann angebotenen Identitätsformen mimetisch anzuschmiegen. Sie ist zu einer Meisterin der Maskeraden geworden und so wenigstens im Besitz von Scheinmacht. Allzuleicht kann sich frau um ihre Machtproblematik herumogeln, ihre Machtphantasien verdrängen, wodurch sie sich selbst zum Objekt, Opfer fremder Mächte macht. In dieser Hinsicht sind viele Beiträge von einer illusorischen Ablehnung der Macht beherrscht. Hier werden weitere Analysen des Machtbegriffs von Frauenseite anknüpfen müssen. Denn ohne Macht, Gegenmacht, ohne Reflexion auf den eigenen, alltäglichen Machtbezug, gibt es, so scheint es, in unserer Gesellschaft/Kultur keine Identität. Daher ist für Frauen beim Diskurs der Macht Vorsicht am Platze." Das Weibliche bestimmte sich niemals anders als durch und für das Männliche" (L. Irigaray. *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin 1979). Vertrauen wir also nicht zu sehr „unserer" Macht. Sie entpuppt sich zu oft als ein „Geschenk" ihrer wirklichen Besitzer.

Beatriz Rufer